

Briefe Alter Kameraden.

Südwestafrika, Mai 1925.

Liebe Kameraden!

Vor einigen Monaten fragten Sie an, ob ich nicht etwas für den Kulturpionier schreiben wollte. Die Schilderung solle etwa „Einen Tag aus meinem Leben“ enthalten. Nun ist das nicht so ganz einfach; denn mit einer trockenen Aufzeichnung der Arbeit an einem Tag ist's nicht getan, daraus kann keiner was sehen und lernen. Ich habe mir erlaubt, etwas mehr zu schreiben. Ganz am Ende meiner Epistel habe ich ganz nüchtern die Arbeiten eines Tages aufgeführt.

Früh, kurz vor Sonnenaufgang stehe ich auf, schlage eine alte Pflugschar mit einem Stück Eisen an und rufe dadurch meine Eingeborenen zur Arbeit. Der Junge, der die Kühe hütet, und die Leute zum Melken gehen kurz nach Hellwerden, ohne daß ich sie besonders rufe, an die Arbeit. Der Kuhwächter sucht die Kühe, die des Nachts frei umherlaufen, zusammen und 2 Ovambojungen melken.

Ich muß, bevor ich das Geschäft des Melkens beschreibe, vorausschicken, daß man hier nur die Kühe melken kann, die Kälber bei sich haben. Voraussetzung ist dabei, daß die Kühe nicht zu hochgezüchtet sind. Kälber und Kühe werden während des Tages getrennt gehütet; die Kälber kommen abends, kurz vor den Kühen, nach Hause und werden in einer sogenannten Kraal-Einzäunung aus Dornbusch über Nacht eingestellt.

Das Melken geschieht folgendermaßen: Die Kuh wird von dem Kuhhirten in den Kraal, worin die gesammten Kälber stehen, getrieben, das Kalb saugt die Milch an. Die Kuh wird an den Hinterbeinen mit einem Ochsenriemen gefesselt und gemolken. Daß es dabei nicht ganz ohne Zwischenfälle abgeht, ist erklärlich, mal springt die Kuh trotz ihrer zusammengebundenen Hinterbeine und tritt in den Melkeimer, mal leckt das Kalb, das, während die Mutter gemolken wird, um sie herumspringt, den Melker am Kopf oder im Gesicht. Ab und zu stößt mal eine Kuh und der Junge fliegt kopfüber in den Kraal, die Milch im Melkeimer wird natürlich verschüttet. Auch kommt es vor, daß die Kuh ihre Schwanzquaste dem Melker durchs Gesicht zieht. Junge Kühe, die das erste Kalb haben, müssen meist trotz der gebundenen Hinterbeine noch mit einem weiteren Riemen festgehalten werden, da sie häufig sehr ungebärdig sind. Je nach dem Alter des Kalbes ist die Milchmenge verschieden, ebenso die Güte. Je jünger das Kalb ist, desto mehr und fettreicher ist die Milch. Mit dem zunehmenden Alter des Kalbes nimmt die Milchmenge nach und nach ab um gänzlich zu versiegen, wenn die Kuh hochtragend ist.

Wenn ich geläutet habe, gehe ich jeden Tag in den Kraal, sehe mir die Melkerei an, frage nach kranken Tieren, die evtl. behandelt werden müssen, sehe auch nach hochtragenden Tieren und betrachte mir vor allem die Kälber, daß sie genug Milch bekommen und nicht mager werden. Wenn ich aus Haus zurückkomme, sind mittlerweile meine Arbeitsjungen von der Werst, dem Eingeborenenwohnpfatz, gekommen. Ein Junge füttert die Schweine und dann geht es an die vorkommenden Arbeiten. Es ist heute Dies und morgen Jenes, einmal mehr, einmal weniger zu tun.

In der vergangenen Woche vom 27. bis einschließlich 1. Mai, habe ich Tag für Tag die Farmeinzäunung, die an verschiedenen Stellen durch die Regenzeit und auch durch das Wild schadhast geworden war, repariert. Die Einzäunung läuft um die ganze Farm. In den Revieren war der Draht durch Baumstämme, Büsche, Tierkadaver, die das abkommende Wasser mit sich führte, zerrissen. An einer anderen Stelle haben Kuduantilopen, Gemsböcke oder Strauße den Draht durchbrochen oder eiserne Einzäunungspfähle umgebogen. Schadhafte, oder von Termiten an- oder abgefressene Holzpfähle müssen erneuert werden. Da gab es Holzpfähle zu fappen und einzusetzen, Draht neu zu spannen, neue Eisenpfähle einzuschlagen, Schwebholzpfähle zu fappen und neu binden usw. Dabei ist zu bedenken, daß der Draht 5000 ha einschließt und vielfach an Stellen gearbeitet werden muß, — auf Bergen und in Revieren — wohin man mit der Karre nicht kommen kann. Infolgedessen muß das ganze Handwerkszeug, als wie auch das Material, das verarbeitet wird — Holz- und Eisenpfähle, Draht usw. — eine Strecke wenigstens von den Eingeborenen getragen werden. Das nimmt natürlich auch eine Masse Zeit in Anspruch bei der Arbeitswut der Eingeborenen. Dabei darf aber auch nicht die Milch- und Viehwirtschaft vernachlässigt werden; es müssen ab und zu Kälber und Schaframme castriert und gebrannt, früh und abends die Milch centrifugiert werden. In jedem Handwerk muß man ein wenig Bescheid wissen; dabei Vieh- und Menschen doktor sein. Am Samstag, den 2. Mai, hatte ich z. B. folgendes zu tun: Früh, nachdem ich Kaffee getrunken und im Viehkraal war, mit Hilfe von drei Jungen 15 Schaframme castriert, dann 70 Lt. Milch centrifugiert, mit zwei Jungen Rohre und Gestänge des Windmotors, das gerissen, bis Mittag aus dem Brunnen herausgenommen. Am Nachmittag, nachdem ich von 12—2 Uhr Mittag gemacht hatte, schnitt ich eine neue Ledermanschette für den Kolben des Pumpenzylinders zu und setzte sie ein. 2 neue Gewinde mußte ich an das eiserne Pumpengestänge anschneiden und 2 Gestängemuffen ausbohren. Bis Sonnenuntergang habe ich die Rohre und das Eisengestänge Stück für Stück aneinander geschraubt und wieder in den Brunnen eingebaut. Am Montag muß ich noch 2 Bolzen schmieden, und an jeden ein Gewinde anschneiden, 3 m Holzgestänge zuschneiden, bohren und

dann Holz- und Eisengestänge zusammenschrauben und den Windmotor wieder pumpen lassen. Nun aber Schluß, die Sonne geht gleich unter und kurz nach Sonnenuntergang kommt meine Abendmilch, die ich noch zentrifugieren muß.

Mit den besten Grüßen

Ihr Krefel.

....., Mass. Mai 1925.

Liebe Kameraden!

Seit langer Zeit habe ich nichts von mir hören lassen. Aber Arbeitslosigkeit und Grippe nahmen mir den Mumm dazu. Allerlei Arbeiten habe ich mich unterzogen, bis ich endlich jetzt zu Anfang dieses Jahres einen Deutsch-Amerikaner kennen lernte, der zu den anständigen Menschen gehört (im Gegensatz zu so vielen ehemaligen Deutschen, die recht unwürdige Vertreter unseres Volkes sind und ihre Landsleute aussaugen, wo sie nur können). Besagter Herr ist Leiter eines Schiffsunternehmens und half mir in selbstloser Weise. Ich siedelte dann nach hier über und erhielt endlich mal wieder etwas Nichtiges.

Ihre Post kam größtenteils richtig an, aber sie müssen es nicht übel nehmen, wenn ich erst jetzt antworte. Aber wenn man in solcher Lage war, wie ich oft während des vergangenen Jahres, dann fühlt man doch recht oft ein grimmes Unbehagen und Getnicktsein. Sie kennen ja selbst die Zustände in Deutschland während der Inflation. Wie haben wir da, vor allem der Mittelstand, gelitten. Ähnlich ging es auch mir. Ich wußte oft nicht; was ist du den nächsten Tag. Bedauern Sie mich darum nicht. Ich bin alter Kolonialdeutscher und habe im Kriege manches andere durchmachen müssen. Wenn man nach den Vereinigten Staaten geht, muß man eben mit so etwas rechnen. Ich war auf allerschlimmste gefaßt. Aber manchmal hat es mich doch recht hart angefaßt. Jetzt bin ich über den Berg weg. Am meisten habe ich eigentlich weniger durch finanzielle Schwäche gelitten, sondern hauptsächlich durch den immer noch starken Deutschenhaß. Daß die fremdsprachliche Presse, wie z. B. The World, The Sun und ähnliche sich noch immer in mehr oder minder starken Hezartikeln ergehen, ist verständlich. Aber in der Seele tut es einem weh, Neußerungen der schmutzigsten Art aus deutschem Munde über Deutschland zu hören. Sogar in der deutschen „New Yorker Staatszeitung“ erscheinen manchmal solche „Geisteserzeugnisse“. Schon während des Krieges konnte man solche Beobachtungen machen, als die . . . in nordamerikanischen Häfen lag.

Man muß sich mal vor Augen halten, aus welchem Material die deutschen Einwanderer und ihre Nachkommen vor dem Kriege bestanden. Mancher mußte wegen der 48er Revolution Deutschland

verlassen, flüchten und hat selbstverständlich seinen Haß auf Preußen-Deutschland auf seine Nachkommen vererbt. Aber dies waren doch noch Leute, die wußten, was sie wollten. Anders die, die hinüberkamen, da eben jeder frei einwandern konnte, der Abscham der Menschheit und Verbrecherwelt. Viele von diesen haben sich durch mehr oder minder ehrliche Arbeit zu Reichtum emporgearbeitet. Sie kümmernten sich insofern am meisten um neu eingewanderte Deutsche — auch heute noch!! — als sie denselben Arbeit gaben, aber zu einem Hundelohn und äußerster Aussaugung. Wenn bei den Masseneinwanderungen ein Deutscher 4—5 Wochen arbeitslos, mittellos, unbekannt überall, herumläuft, dann ist er endlich froh, mal von einem „lieben Landsmann“ begrüßt zu werden, der ihm endlich gute Arbeit, meistens sogar mit Zimmer und Verpflegung besorgt. Hinterher bekommt er vielleicht 4—5 Dollars die Woche oder garnichts. Wie oft liest man in Arbeitsstellenanzeigen: „Neueingewanderte bevorzugt“! Meistens deshalb, weil ein Neuling den Wert des Geldes nicht kennt und froh ist, gleich was gefunden zu haben und weil er eine — — billige Arbeitskraft abgibt.

Viele Arbeitgeber haben durch diese Lohndrückerei im Laufe der Jahre ihr Geld gemacht. Manchmal sind sie vollständig ungebildet, aber gerissen und dadurch gefährlich. Ich glaube, diese Gattung Menschen hat dem Deutschtum in Amerika hauptsächlich den schlechten Ruf gegeben.

Dann als weitere Gattung diejenigen, die zu Hause als Windbeutel, Tunichtgut, verfrachte Speculanten, Duellausfechter, durchgefallene Studenten, verabschiedete Offiziere usw. hierherkamen. Die meisten dieser Leute sind hier vorwärtsgekommen, denn es waren keine schlechten Menschen.

Die ehemaligen Goldsucher und Abenteurer darf man auch nicht vergessen.

Der Prozentsatz der Normaleingewanderten ist recht klein vor dem Kriege. Ich meine die, die von zu Hause weder wegen politischer noch aus anderen Gründen auswandern mußten, sondern die wirtschaftliche Gründe trieb, zumal die als Farmer sich niederließen. Dieser Mann scheint nach meiner Meinung der zu sein, der das alte Vaterland noch ehrlich und offen liebt und dem wir auch die wirtschaftliche Hilfe nach dem Kriege zu verdanken haben. Diese Deutschen halten sich meist still und bescheiden zurück. Desgleichen die deutschen Bauern. Sie müssen auch mit zu den treuesten gerechnet werden.

Viel trägt auch die Erziehung mit dazu bei. Es gibt Familien, da können schon die Kinder nicht mehr richtig deutsch sprechen.

Es gibt aber auch Eingeborene, die fließend deutsch sprechen, den sächsischen, schwäbischen oder vielleicht hessischen Dialekt ihrer Vorfahren annahmen und clatt als Deutschgeborene durchgehen würden. Während viele andre, wirklich Deutschgeborene, schon nach wenigen Jahren kein Wort Deutsch mehr können, d. h., sie wollen es nicht mehr können!

Man kann wohl annehmen, daß fast das gesamte Deutschthum in den U. S. A. für die Heimat verloren ist. Sie halten sich politisch still, fühlen sich vielfach amerikanischer als alle andern hier eingewanderten Völkerstämme. Es bleibt bei manchen Familien nach wenigen Jahrzehnten — manchmal genügen auch nur wenige Jahre!! — nur noch der deutsche Name übrig. Furchtbar traurig

Der Krieg hat ja auch noch ungeheuer den anständigen, ehrlichen Deutsch-Amerikanern geschadet, die durch die vielfachen Verfolgungen teilweise mürbe wurden. Am meisten haben sie ja unter ihren eigenen Landsleuten zu leiden gehabt, wie ja auch noch heute der größte Feind des deutschen Neulings verschiedene eigene Landsleute sind, die ich ja schon vorher erwähnte. Diese Gattung wird als die sogenannten „100-Prozentigen“ bezeichnet. Während des Krieges drängten sie sich schon überall vor, meldeten sich überall freiwillig, stellten freiwillig Spione und zeigten andre Deutsche mit oder ohne Grund an. Verräter übelster Art! Befennen dauernd, was sie für gute amerikanische Bürger sind.

Italiener, Russen, Polen, Juden usw., alle haben sie mehr National- und Zugehörigkeitsgefühl zu ihrem alten Vaterlande als die Deutschen.

Auch bei Hindenburgs Wahl kamen bezeichnenderweise die warnenden Stimmen von hiesigen Vorkriegsdeutsch-Amerikanern, während die amerikanische Presse, sogar Zeitblätter wie The World, The Sun usw. sich zurückhaltend verhielten.

Das sozialistische Arbeiterblatt, die New Yorker Volkszeitung, also eine deutsche Zeitung, erging sich natürlich in allen möglichen schlimmen Voraussetzungen, selbstverständlich in entsprechender, für ihre Leser genügend deutlicher Sprache.

Sogar die New Yorker Staatszeitung, die doch die anständigste und erste deutsche Zeitung hier sein will, ließ warnende Artikel los.

Alle andern fremden Länder, ausgenommen natürlich Frankreich, verhielten sich abwartend, zurückhaltend, erklärten sich Frank-Wahl als etwas, was nur Deutschland selbst angehe. —

Hier vom Auslande aus sieht sich das Parteigezänk daheim noch viel lieblicher an. Und einen besonders „guten“ Eindruck macht es, wenn der Deutsche immer bei jedem Entschluß, so auch bei der Wahl Hindenburgs, nach dem Auslande schielt: was wird das Auslande sagen ?!!

.....

Ihr W.

Sehr geehrter Herr Direktor!

Erlebst.

Endlich ist die Zeit gekommen, daß ich in meine Heimat zurückfahre und nun möchte ich Ihnen noch kurz mitteilen, was ich in der Zeit von April 24 bis Mai 25 in Europa angesehnen habe.

Um die Kulturen der verschiedenen europäischen Gegenden kennen zu lernen, habe ich je ein paar Monate an verschiedenen Plätzen gearbeitet, im holländischen Gemüsebau, in der englischen Blumenzucht, dem französischen Weinbau, der spanischen Oliven- und Pinuspflügerei, dem österreichischen Gartenbau und Agrikultur und zuletzt in italienischen Gärtnereibetrieben und dabei mich natürlich auch nach manchem andern umgesehen.

Bemerkenswert ist die Menge ausländischer Arbeiter in Frankreich, polnischer und belgischer im Norden, italienischer im Osten und spanischer und afrikanischer im Süden. Das Mischmasch macht die Kultur nicht intensiver. Wenn man die Sache mit dem richtigen Wort bezeichnen will, ist es die reine „polnische Wirtschaft“.

Andere Gegenden, mit Ausnahme einiger, sind doch weit zurück gegen Deutschland, besonders in Bezug auf Betriebseinrichtungen und Organisation. Eine Deutsche Kolonialschule gibts eben nur eine und es ist schwer, eine gleichwertige zu finden, trotz aller sog. Colonial schools und colleges, Bodenkulturhochschulen und wie sie sich sonst nennen. Die haben eben nur eine theoretische Bedeutung, was doch nur nebensächlich ist. Praxis, die den Kern der Kultur bildet, ist von ihnen vernachlässigt. Wenn man erst mal andere Verhältnisse gesehen hat, dann lernt man erst den Wert der Deutschen Kolonialschule verstehen. Die Mannigfaltigkeit der D. K. S. hat eine eigenartige Bedeutung, welche tief in die Seele versenkt ist. Sie macht sich später im Leben bemerkbar und hat einen unsichtbaren Einfluß auf den Charakter. Die Deutsche Kolonialschule produziert sozusagen wahre Menschen und Kämpfer in der Welt.

Wie oft denke ich an die Kolonialschule zurück und erinnere mich immer des Liedes: „Harre meine Seele, Harre des Herrn“. Es gab mir immer die nötige Seelenstärkung und Beruhigung, die für das Leben notwendig ist.

Mit aller Hochachtung und kameradschaftlichen Grüßen

Ihr ergebener

J o n e s t a.



242a

Schloß Berlepsch.

Die Pflanzungen von Qualitätstabak in Kamerun und Niederländisch Indien.

Von C. Garder. *)

Von den vielen verdienstvollen Schilderungen unserer Kolonien auf allen möglichen Gebieten ist mir keine einzige bekannt, die auf Grund eigener Erfahrungen landwirtschaftliche Kulturen dort den gleichen anderer Kolonialmächte gegenübergestellt, und doch würden derartige Versuche in mancher Hinsicht sehr zu begrüßen sein.

Dieser Artikel soll sich ausschließlich mit der in der deutschen Kolonie Kamerun neu aufblühenden Tabakkultur beschäftigen und gleichzeitig die seit fast einem halben Jahrhundert an Sumatras Ostküste bestehenden Verhältnisse der gleichen Kultur, die Kamerun gewissermaßen zum Vorbild gedient hat, besprechen.

Ich selbst bin von 1895 bis 1906 als Tabakpflanzler auf deutschen, holländischen und englischen Plantagen an Sumatras Ostküste tätig gewesen. In Kamerun habe ich die Ernte 1913/14 auf einer nach Sumatramuster angelegten Pflanzung der Nordbahn mitgemacht, bis der Krieg und die Verteidigung der Kolonie dieser Beschäftigung ein Ende machten.

Voraus schicken möchte ich, daß ich die Absicht habe, diesen Artikel möglichst objektiv, also weder im eigenen, noch in oder entgegen dem Interesse irgend einer anderen Person oder Personengemeinschaft, sondern lediglich im Interesse der Sache zu schreiben.

Ich beginne mein Thema mit einer Aeußerung, die mir vor meiner Ausreise nach der Kolonie in Berlin von einem Zigarrenfabrikanten und ebenfalls früheren Delippflanzler gesagt wurde: „Ich habe einen Versuch mit Kamerun-Deckblatt gemacht, aus wirtschaftlichem und patriotischem Interesse, und ich muß gestehen, daß ich denselben einstweilen nicht wiederholen werde. Der Tabak war ja zum Teil recht brauchbar, aber er kann sich doch nicht, was Gleichmäßigkeit der Farben anbelangt, mit den Sumatra-Deckern messen. Dazu kommt der Uebelstand der kleinen Partien gleicher Sorten, der ja in Anbetracht der kleinen Betriebe in der Kolonie erklärlich, aber für den Fabrikanten sehr lästig ist. Und dann muß ich für den deutschen Tabak den gleichen Einfuhrzoll bezahlen, wie für den holländisch-indischen. Welcher Vorteil bleibt mir da? Ja, wenn für den Kameruner Tabak Zollermäßigung einträte! Aber so? Warum da wechseln, hat ja gar keinen Zweck.“

Der Mann hatte von seinem Standpunkt aus nicht so ganz Unrecht; und mit seiner Aeußerung bin ich mitten in die wirtschaftliche Betrachtung hineingeraten. Also da müßte in allererster Linie Wandel geschaffen werden, um dem Kameruner Decker die Konkurrenz mit dem allmächtigen, weltbeherrschenden Sumatra-Decker

*) Kamerun rückt jetzt wieder in den Vordergrund des Interesses und darum bringen wir den 1918 in spanischer Internierung geschriebenen Artikel gern erneut zum Abdruck.

zu ermöglichen. Ob das geschehen kann und in welchem Umfange, oder ob eine solche Möglichkeit ausgeschlossen ist, entzieht sich meiner Kenntnis. Hier soll nur auf etwaige Mängel und Hindernisse, die sich der jungen Kultur entgegenstellen, hingewiesen werden. Und das liegt ja klar auf der Hand, daß der deutsche Fabrikant, der jahraus jahrein seinen Bedarf mit bewährten Delimarken gedeckt hat, an die seine Käufer gewöhnt sind, nicht zu riskanten Versuchen übergehen wird, wenn ihm nicht ein billigerer Einkaufspreis dieses Risiko erleichtert und begehrenswert erscheinen läßt. Wenn bei den fünf großen Tabakautionen bei Frascati in Amsterdam, wo sich Käufer aus der ganzen Welt zusammenfinden, eine brauchbare Partie Delitababak für einen Durchschnittspreis von hfl. 1,50 per Pfund erstanden wird, und der Käufer etwa das gleiche für eine zweifelhafte Partie Kolonialtabak in Hamburg oder Bremen zu zahlen hat, dann wird er den letzteren nur dann kaufen, wenn derselbe von dem teuren Zoll — ich glaube 60 Mark für 100 Kilo — ganz oder wenigstens teilweise befreit ist.

Trotzdem haben Bremer, später Hamburger Kaufleute versuchsweise Tabakpflanzungen in Kamerun gegründet, die teilweise bereits das Versuchsstadium hinter sich haben.

Und damit ist gleichzeitig das historische Gebiet der Tabakkultur in beiden Ländern betreten. Dem Laien wird es schwer einleuchten, daß, als seiner Zeit 1869 die erste Tabakpflanzung von deutschen Kaufleuten und Pflanzern aus Singapur bei Labuan an Sumatras Ostküste ins Leben gerufen wurde, die Vorbedingungen günstigere waren als 43 Jahre später in Kamerun. Wie ist das möglich? wird jeder erstaunt fragen, da man doch heute alle Erfahrungen, die man dort inzwischen gesammelt hat, sich hier zu nütze machen konnte. Und doch ist dem so.

Erstens und hauptsächlich, weil damals fast gar kein oder wenigstens lange nicht genügend Deckblatt auf der Welt produziert wurde. Damals war eben alles „laku“, wie man in Indien zu sagen pflegt. Große Mühe brauchte der Pflanzler sich damals nicht zu geben. Die Käufer rissen sich um seinen Tabak und bezahlten dafür märchenhafte Preise.

Zweitens war in damaliger Zeit bis zu Anfang der neunziger Jahre allgemeine Nachfrage nach dunklen Farben, die sich bekanntlich leichter ziehen und fabrizieren lassen wie die jetzt allgemein gewünschten Nuancierungen von fahl und mausgrau.

Drittens fanden die ersten Tabakpioniere bereits ein geschultes und leistungsfähiges chinesisches Arbeiterpersonal vor, weil kleine chinesische Tabakfarmen dort bereits bestanden, und gerade die Produkte dieser in Singapur Aufsehen erregt und zum ersten größeren Versuch europäischer Pflanzler geführt hatten.

Wenn wir nun unser Thema etwas mathematisch analysieren, so kommen wir zu der folgenden Disposition:

Voraussetzung: daß Boden und Klima in Kamerun annähernd gleich günstig für die Kultur sind wie in Sumatra; (obgleich das

auf die Regenverteilung nicht ganz zutrifft, da dieselbe in Indien ohne eigentlich scharf ausgeprägte Regen- bzw. Trockenzeit bei ziemlich gleichmäßiger Verteilung der Niederschläge für den Tabak, der viel Regen und viel Sonne gebraucht, ungleich günstiger ist).

Behauptung: Die Tabakkultur in Kamerun hat ungleich größere Schwierigkeiten zu überwinden wie in Indien; und nur ein zielbewusstes Zusammenarbeiten von Regierung und Pflanzern wird dazu imstande sein. (Dazu ist erforderlich, daß die Arbeitsinspektoren, wie auch in Indien, aus praktischen Pflanzern hervorgegangen sein müssen; denn nur solche sind in der Lage, auch als Berater der Regierung und nicht nur als Sprachrohr der Pflanzern wirken zu können).

Beweis: Der beste Beweis für die Richtigkeit meiner Behauptung ist der, daß selbst routinierte Delipflanzern bisher nicht imstande waren, für die Aktionäre befriedigende Resultate zu erzielen, was zum Teil allerdings an den beschränkten Mitteln liegt, die ihnen zur Verfügung gestellt werden. Auch in Deli gehen Gesellschaften mit schwachen Kapitalien zu Grunde, und nicht etwa wegen schlechten Bodens, wie man vielleicht annehmen könnte, sondern lediglich weil zu großes Einschränken an allen Ecken und Kanten eine gedeihliche Entwicklung ihrer Plantagen verhindert. Hat man es doch wiederholt gesehen, daß in Indien derartige Pflanzungen, sobald sie in kapitalkräftige Hände kamen, sehr erfreuliche Resultate gaben. Die Tabakkultur ist keine Landwirtschaft in engerem Sinne, sondern mehr eine Gartenkultur im großartigstem Stile, deren Betrieb viel Geld erfordert, aber unter normalen, bzw. günstigen Verhältnissen auch mittelmäßige, ja große Dividenden abwirft.

Als Hauptfeinde des Tabakpflanzers in Kamerun möchte ich folgende bezeichnen: 1. Mangel an Kapitalien, 2. Kräuselfrankheit, 3. Termitenplage, 4. Mangel an Baumaterialien, 5. Transport-schwierigkeiten, 6. Mangel an geschultem Aufsichtspersonal, 7. Die Arbeiterfrage.

1. Mangel an Kapitalien: Die schädlichste Folge des Kapitalmangels ist jedenfalls das sogen. „Ueberpflanzen“, das bei den kapitalkräftigen holländischen Gesellschaften als längst erkannter Fehler auch streng verpönt ist; nicht so bei kapitalschwachen, die aus Mangel an Betriebskapital immer wieder auf dieses verwerfliche Mittel zurückgreifen. Folgende Angaben mögen diese Behauptung illustrieren und beweisen: Auf den Pflanzungen an der Nordbahn ergab die erste Ernte auf Jungfernboden den ganz exorbitant günstigen Prozentsatz von etwa 80 Proz. zweiter Länge, was selbst den Reiz der besten Pflanzungen in Sumatra erregen würde. Beim Ueberpflanzen d. h. bei der nächstjährigen Ernte auf demselben Boden nach einer Zwischenernte von Mais ergab sich dagegen das ganz traurige Resultat von etwa 70 Prozent dritter Länge. Das genügt! Wenigstens für einen Fachmann. Und das waren Delipflanzern, die das machten; machen mußten, gegen besseres Wissen, weil es ihnen darum zu tun war, mit möglichst niedrigen

Produktionsziffern paradieren zu können, anstatt den Aktionären klar zu machen, daß bei solchem Experiment die Nachteile, wie längst erwiesen, bedeutend größer sind wie die Vorteile.

Also: fort mit dem Ueberpflanzen. Fort mit dem amerikanischen „Bluff“ der billigen Ernten, der zu weiter nichts führt, wie zu den späteren unausbleiblichen Enttäuschungen aller Interessierten.

Eventuell im Anfang Staatsbeihilfe in Form von agrarischen Eisenbahntarifen, Ausfuhrprämien, Zollerleichterung oder ähnliches.

2. Kräuselkrankheit: Dies ist das bedenklichste Kapitel von allen. Ein Botaniker aus Viktoria hat im Frühjahr 1914 auf einer Pflanzung an der Nordbahn an einzelnen Stellen bis zu 40% erkrankter Pflanzen festgestellt. Das ist geradezu niederschmetternd. Und angeichts dessen sollen Kapitalisten und Pflanzler noch Mut behalten?

Ich habe übrigens auch selbst auf neuem Boden, einen leider recht hohen Prozentsatz von allerdings nicht allein kräuselfranken, aber doch allen möglichen kranken und zurückgebliebenen Pflanzen festgestellt. Die 40 Prozent werden wohl wahrscheinlich beim zweiten Anpflanz gewesen sein.

In Deli hat die allmächtige „Plantervereniging“, der auch die große Deli Maatschappij mit ihren 23 Großbetrieben angehört, eine Probestation ins Leben gerufen, die lediglich sich mit Tabaksproblemen beschäftigt, und an der Botaniker, Chemiker und Zoologen von Ruf und Bedeutung, denen für ihre Zwecke fast unbefchränkte Geldmittel zur Verfügung stehen, beständig an der Arbeit sind.

Eine epidemisch auftretende Krankheit, deren Ursachen und Bekämpfungsmethoden unbekannt sind, bleibt stets eine der größten Gefahren des Pflanzers, auch des Tabakpflanzers. Auch Deli hat seine vielen Tabakskrankheiten, und der Beruf des Pflanzers ist eigentlich weiter nichts, wie ein fortgesetzter Kampf gegen Krankheiten, Lebewesen und Witterung. Als verbreiteteste Krankheiten des Deli-Tabaks möchte ich nennen: Peshim (das weiße Herz), Toatau (Dickbauch), Gila (wahnsinnig), Tsapgomeh (marmoriert); ferner die Schleimkrankheit der Saatbeete, die Kartoffelkrankheit und schließlich Blattläuse. Alle diese Krankheiten sind aber heute bekannt, und gegen alle gibt es Mittel. Von ihnen sind mir in Kamerun Peshim und Tsapgomeh begegnet.

Anders dagegen steht es mit der Kameruner Kräuselfrankheit, von der die Botaniker heute eigentlich noch weniger wie nichts Positives wissen, noch nicht einmal ihre Entstehungsart, geschweige denn Mittel zu ihrer Bekämpfung. Also da muß zuerst vorgearbeitet werden. Bevor das Problem der Kräuselfrankheit nicht gelöst ist, ist an eine gedeihliche Entwicklung der Tabakskultur auf solider Basis nicht zu denken.

Erfordernis: Eine Probestation im Zentrum der Tabaksdistrikte mit erstklassigen Kräften (Botaniker, Chemiker, Zoologen und Pflanzler) und reichlich Geldmittel nach dem Muster in Deli.

Termitenplage: Von animalischen Schädlingen im allgemeinen ist Deli am verbreitetsten und gefährlichsten die Raupenplage; ferner in gewissen Teilen Blattläuse und Heuschrecken. Von allen diesen habe ich in Kamerun verhältnismäßig wenig gesehen, wenigstens erheblich weniger als in Deli.

Dagegen weist der Süden Kameruns ein Insekt auf, das viel schlimmer und gefährlicher ist wie alle genannten, — die Termiten. Gegen sie hat man noch kein radikales Schutzmittel gefunden. In Deli, wo sie verhältnismäßig wenig vorkommt, richten sie auf den Plantagen weniger Schaden an wie in dem Hauptplatz Medan. Dort hilft man sich mit einem Zerstäubungsprozeß verschiedener Chemikalien, doch soll auch das nicht viel nützen. Ausziehen und das Haus abbrechen, ist immer noch das einzige und letzte Radikalmittel.

Ein interessantes Beispiel der Gefährlichkeit der pflanzenfressenden Ameisen liefert auch in Südamerika der alte Parana, Grenzfluß zwischen Argentinien und Paraguay. Auf dem nördlichen paraguayischen Ufer, wo unter anderen die deutschen Kolonien Hohenau und Jaguarazapa liegen, gibt es nur fleischfressende Ameisen; auf dem gegenüberliegenden südlichen Ufer dagegen pflanzenfressende Arten, die in der Umgegend der argentinischen Stadt Posadas ganze landwirtschaftliche Distrikte entvölkert haben. Von den paraguayischen Behörden und Kolonisten wird dort scharf aufgepaßt, daß keine Möglichkeit ihrer Einschleppung besteht. Kommt es doch einmal vor, dann werden da, wo sie sich am Nordufer in größeren Mengen zeigen, sofort fleischfressende Spezies angesiedelt, die dann den Vernichtungskrieg gegen sie beginnen.

Von fachmännischer Seite werden Sprengungen der Termitenbauten vorgeschlagen. Also darauf wird der Zoologe in erster Linie sein Augenmerk zu richten haben.

(Fortsetzung folgt).

Die Anlage einer kleineren Kaffeepflanzung.

Von C. Landgrebe.

(Fortsetzung in nächster Nummer).

Vom Falkboot.

1. Aus einem Paradies für Wasserwanderer.

Es war im Mai des „anno santo“ 1925, wie man in Rom zu sagen pflegt. Nach einer Fluß- und Seefahrt auf der Etsch, dem Gardasee, den Lagunen von Venedig und der Adria hatten wir das Falkboot zusammengelegt. Ich kannte die erwähnte Strecke vom Herbst des Vorjahres schon sehr genau, der alte Kamerad Oswald Droege, oder „Gummel“, wie ich ihn kurz nannte, weil er hiederer Hamburger ist, denkt wohl noch oft mit Sehnsucht an die sonnigen Tage und köstlichen Trauben zurück. Diesmal bestand das „wir“ aus den Gebrüdern Sommer.

Mit dem zusammengelegten Falkboot oder den Segeltuchpaketen beladen — in Italien noch ein Kuriosum — bestiegen wir einen diretto nach Florenz.

Nach wenigen Tagen leucht ein kleiner Zug über die Ausläufer der Appenninen, unserem Bestimmungsort, Città di Castello entgegen.

Als wir am nächsten Morgen unser Boot bei einer Mühle aufstellten, glaubten wir uns in eine Landschaft Mitteldeutschlands versetzt. Zwischen Weiden und hohen Pappeln schlängelte sich in munterem Lauf ein Fluß mit blaugrünem Wasser dahin, nur einige 10 Meter breit.

Flot kamen wir voran. Die Landschaft änderte kaum ihren Charakter. Eichenwälder, die, soweit der Blick reichte, zu beiden Ufern sich erstreckten, begleiteten uns einige hundert Kilometer weit. Familien schwarzer Schweine und unzählige Arten von Vögeln, darunter unsere Schwalbe und der Spatz, waren die einzigen Lebewesen, welche wir außer Menschen täglich antrafen.

Es war wildromantisch. An seichten Stellen flogen die Kieselsteine des Bodens in Streifen zurück.

In der Ferne ein Rauschen. Vorsicht!

Im sonnenblühenden Wellenspiegel erkennen wir Pflöcke, an denen es wild schäumt. Wo Durchfahrt? Es geht viel schneller als man liest. Denn schon ist der Weg bis zum Hindernis um die Hälfte vermindert. Wohl Reste eines Steges. —

Dort eine zwei Meter breite Durchfahrt. —

„Durch! Hineinsteuern!“ Zum Ausweichen ist's zu spät.

Es war ein prickelndes Gefühl, so förmlich hinunterzufallen wie über ein Wehr, zwischen zwei schäumenden Wellen in nächster Nähe rechts und links! Könnte aber nicht gerade zwischen den beiden Pfählen ein tüdischer Pflock unter Wasser stehen, der uns den Bauch aufgeschligt und traurig gestimmt haben könnte?

Oberstes Gebot des Wildflußfahrers: verdächtige Stellen vorher besichtigen!

Schon die nächste fahrttechnisch interessante Stelle brachte mir diese goldene Regel ins Gedächtnis.

Rauschen! Eine Stromschnelle? Rechts eine Kiesbank, links überhängendes Gestrüpp, wo die Strömung hinzielt. In die höchsten Widerwellen hinein! Wie immer. Es schaukelt ganz respektabel auf und ab — plötzlich werden wir an Geäst und Gebüsch geschleudert, daß alles nur so kracht und schlammige Blätter uns ins Gesicht peitschen.

Wir „hängen“ auch schon, durch die reizende Strömung breitwärts ans Gebüsch gepreßt. Das Boot neigt sich durch die Kraft der strömenden Wassermasse schnell seitwärts, die Spanten in seinem Innern ächzen.

Paddeln zwecklos.

„Tiefbeugen! An Nesten voranziehen!“

Ein Ruck — wir sausen weiter. Dreck und Aeste im Boot, Gesicht grau bemalt mit Weiderrpiefeln und Tiberischlammfarbe aus Ueber-schwemmungszeiten. Haut gekratt und zerfunden.

Man setzt sich über alles hinweg, nur weil das Boot heil ist.

Ein kahler, grauweißer Tonhang nimmt unsere Aufmerksamkeit voll und ganz in Anspruch. Diese kunstvollen Höhlen, die ein Wassertropfen hier

geschaffen hat. Und diese klaffenden Spalten, wohl aus einer Trockenperiode herflammend. Hier ins Wasser abgestürzte Klumpen, die tatsächlich Felsblöcke vortäuschen — ein starkes Klauschen voraus reißt uns aus der naturwissen- schaftlichen Betrachtung heraus.

„Rechts anlegen! Ich will nur mal die Geschichte ansehen!“

Und so pflegten wir's immer von nun an. Wir wären sonst gewiß nicht bis nach Rom gekommen. Wehre, die man umtragen mußte wegen spitzer Pföcke am Kopf. Und Stromschnellen, ungezählt, wie ich sie in ihrer Mächtigkeit und Eigenart weder am Inn, noch Isar, noch Elb erlebt habe. Zwei Meter hohe Widerwellen, deren tobender Kamm nicht quer, sondern schräg zur Flußrichtung schäumte! Und in diesen Schnellen von rechts und links, soweit primitive Menschenarbeit gegen die reizende Strömung auf- kommen konnte, starke Pfähle, an welchen die Fischneße befestigt werden. So bleibt nur eine schmale Durchfahrt, an der reizendsten Stelle, mit tüchtigen Widerwellen unterhalb.

Dann einige Stellen, wo die Strömung auf ein unterhöhltes Steilufer hingieht und man zumindest unfaßt an die geologisch äußerst interessanten, scharfen Felsmäander angedrückt und die Bootshaut zerissen würde. Und noch vieles andere an Hindernissen gestaltete die Fahrt bis knapp vor Rom sehr abwechslungsreich. Ohne Panne oder gar Kenterung gelangten wir ans Ziel, mit der Erkenntnis, daß man mit Vorsicht recht weit kommen kann.

Wir hatten Perugia und Assisi hinter uns liegen lassen und näherten uns der Stadt Todi, die, wie die meisten Orte im Tiber-tal, auf steil aus der Landschaft aufragendem Hügel steht. Die grauen Häuser stehen dicht gedrängt und bilden nach außen eine Scheinmauer. Gar oft hatten wir den Eindruck, als stände da oder dort eine Gralsburg, namentlich bei Abendsonnen- beleuchtung. Wir näherten uns der interessantesten Stelle des Flusses, seinem Durchbruch durch einen Gebirgszug.

Es war schon spät am Abend, und so ließen wir uns die Fahrt durch Forella (eine Stelle des Durchbruchs) für morgen, blieben heute bei einem Fährmann zur Nacht. Mit einem jungen Mann unternahmen wir noch einen Spaziergang in die romantische Umgebung.

Wir fühlten uns in Märchenzeiten versetzt. Auf schmalen Pfaden trugen Esel ihre Reiter und Lasten. Drei Reiter kamen lautlos im Gänse- marsch des Weges, es waren Köhler. Der erste in der Reihe saß verkehrt auf dem Esel, um sich mit dem Hintermann besser unterhalten zu können. Sie waren alle schwarz von Kohlenstaub und sahen recht abenteuerlich aus in der Dämmerung. Ruinen aus den Zeiten der Romanen zeichneten ihre Silhouetten scharf am Abendhimmel ab. Aus Kohlenmeilern stieg bläulich- weißer Rauch gen Himmel.

Ein stimmungsvoller Abend am großen Kamin der Hütte beschloß den Tag. —

Der kleine junge Esel, wollig wie ein Shetlandpony, lief vor mir her, als wir das Fallboot am nächsten Morgen zum Fluß trugen. Plötzlich warf er sich hin und ich hatte große Mühe, im Schwung innezuhalten und nicht über ihn zu stolpern. Enttäuscht über das Mißlingen seiner „Eselpläne“ stand er auf und trabte weiter. Er war ein ganz merkwürdiger Kauz. Gestern abend wollte ihm mein Bruder ein Stück Zucker geben, er zog aber — Zigarettenstummeln vor! Dann wälzte er sich mit Vergnügen im Staub herum und schüttelte sich mit noch größerem Vergnügen, aber erst dann, wenn man ihm nahe kam, um ihn zu liebkosen. Und das jämmerliche „i—a“ konnte er auch schon, nur klang es noch etwas asthmatisch.

Nun waren wir unterwegs. Viele hundert Hände winkten am Ufer zum Abschied. Wir fuhren durch ein verfallenes Wehr (am Vorabend ge- prüßt!), eine Stromschnelle. Am Ufer liefen noch einige Leute, besonders die Alten und Vertreter des zarten Geschlechts, mit und winkten und grüßten! In der nächsten Schnelle schöpften wir Wasser, weil die Siphone nicht geschlossen war. Der Gummischwamm hatte schnell seine Schuldigkeit getan und weiter gings, an senkrechten Uferwänden und kleinen Wirbeln vorbei.

Wir waren im Durchbruch. Ich hatte zu wenig Platten, sonst hätte ich die gigantischen Mäander der senkrechten Uferwände photographiert. Es war eine imponante Scenerie. —

Wir hatten noch interessante Erlebnisse mit kleinen grauen Stieren einer iberischen Rasse, an anderer Stelle mit Rindvieh vom Typus des ungarischen Steppenviehs.

Die gewaltigen armseuchterförmigen Hörner, das grauschwarz gezeichnete Gesicht und der mächtige Korpus — die Herde sah in der Dämmerung nicht ungefährlich aus. Nichtsdestoweniger nächtigten wir in ihrem Weidegebiet und machten ein großes Lagerfeuer. Ein andermal jagte eine Stute mit weitaufgerissenen Rüstern und hochgehobenem Schweif erregt und schnaufend am Ufer auf und ab, das Fohlen immer hinterdrein. Für was für ein Ungetüm sie uns wohl gehalten haben mögen! Ein altes, wäschespülendes Weib am Ufer erschrak, als wir lautlos an ihr vorbeiglitten, so sehr, daß sie „madonna!“ aufschrie und beinahe ins Wasser gefallen wäre.

Eines Abends, ehe wir uns „zu Voot“ schlafen legten, sahen wir am Südhimmel einen roten Schein und ein grünweißrotes Leuchtfeuer — **Rom.**

Wir waren einige Tage in der „Ewigen Stadt“. Wir staunten, wie groß der kleine Papst ist. Auch sahen wir ihn selbst natürlich. Dazu das größte Theater der Welt, die größte Kirche der Welt, den größten Palast der Welt, historische Stein- und Schutthaufen und vieles, vieles andere. Die Pilger, Drahtbinder aus der Slowakei, englische Misses, welche man am Gang erkennt — sie gehen nämlich über die große Zehel — Portugiesen, französische Mädchenpensionats, Russen, Deutsche im Frack und Strohhut, gaben der Stadt ein eigenartiges Gepräge. —

Ich habe noch sehr wichtiges über das Falkboot im allgemeinen, über „Wasserführer“ und Spezialkarten etc. zu sagen. Davon im nächsten Kulturpionier, ich habe ohnehin schon zu viel geschrieben.

Zum Schluß nur noch eins. Wer eine Wanderfahrt unternehmen will, beschaffe sich vorher unbedingt einen „Wasserführer mit Henrichs Streckarte“ für das Gebiet, welches er bereisen will. Verlag Grethlein & Co., Leipzig. Bearbeitet werden alle Flüsse und Seen Deutschlands, Oesterreichs, der Schweiz der Tschechoslowakei, Italiens. Bei Anfragen Rückporto nicht vergessen. Erschienen sind bereits 30 Prozent. Auch darüber demnächst mehr.

(Fortsetzung betr. Gardasee und Bilder im nächsten N. B.)

St. Sommer.



2426

Kapelle St. Michael.